



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Oldenburger Zustände. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Arme über ihn breitet, ist geradezu scheußlich. — Das Stück hat einen wesentlichen Einfluß auf Immermann's *Alexis* ausgeübt, welches im Stoff wie in einzelnen Scenen ganz damit übereinstimmt, wenn auch der moralische Sinn eine größere menschliche Bildung und Freiheit ausdrückt.

Thomas Carlyle, der sich um die Würdigung der deutschen Poesie unter seinen Landsleuten die größten Verdienste erworben hat, vergleicht in seiner Uebersetzung ausgewählter Stücke von Fouqué das Talent des Dichters mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklänge. Wir können uns diesem Urtheil nur anschließen. \*)

## Oldenburger Zustände.

### 1.

Wir haben es hier natürlich nur mit den Bewohnern des Herzogthums, nicht des Großherzogthums zu thun, also mit dem von Hannover und der Nordsee eingeschlossenen Hauptlande, ohne die Fürstenthümer Gutin und Birkenfeld, die unnatürlich an dasselbe gefesselt sind. Die Bevölkerung des Herzogthums ist eine sehr dünne; denn es wohnen wenig über 2000 Menschen auf der Quadratmeile; dazu ist sie ungleich vertheilt, denn während man in der besten Marschgegend (Kreis Ovelgönne im Butjadinger Lande) 3300 Köpfe auf der Quadratmeile zählt, rechnet man im Kreise Kloppenburg, von dem zwei Drittheile mit Haide bedeckt sind, nur 1100.

Wir begegnen hier dem Gegensatz zwischen Geest und Marsch, der für das ganze oldenburger Land charakteristisch und auch für unsren Zweck von Wichtigkeit ist, indem die Art und Lebensweise der Bevölkerung wesentlich aus einander geht, je nachdem sie dem magern oder fetten Boden angehört, wie denn auch die Volksstämme verschieden sind; denn während in der Marsch sich überall Friesen nieder-

\*) Wir tragen noch die Titel der nicht bezeichneten Schriften nach: „Der Longobardenkönig Alboin. Ein Heldenpiel.“ — „Wunderbare Begebenheiten des Grafen Aethes von Lindenstein. 2 Bde.“ — „Erdmann und Hametta.“ — „Die Fahrt in die neue Welt.“ — „Carl des Großen Geburts- und Jugendjahre. Nitterlied.“ — „Mandragera. Novelle.“ — „Der Réfugié. 3 Bde.“ — „Nitter Eldone. 3 Bde.“ — „Geschichte der Jungfrau von Orleans.“ — „Sängerliebe.“ — „Sophie Ariele. Novelle.“ — „Die Sage von dem Gunlaugur, genannt Drachenzunge.“ — „Der Spanier und der Freiwillige in Paris.“ — „Der Todesbund.“ — „Der Verfolgte. Nittersage. 3 Bde.“ — „Wahrheit und Lüge.“ — „Wilde Liebe. Nitterroman.“ — Außerdem 4 Bde Gedichte, 4 Bde. von der Zeitschrift *Museen* (darin u. a. Brentano's Casperl), 4 Feste Jahreszeiten, 6 Bde. kleine Romane, Reiseerinnerungen, Sagen (mit Lann zusammen) u. s. w.

gelassen haben, werden die Geestdistricte von dem alten Stamme der Sachsen bewohnt. Ein anderer Gegensatz, dem wir in dem Herzogthume begegnen, ist durch die ehemaligen territorialen Verhältnisse gegeben. Um den alten Kern des Herzogthums, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, gruppirt sich zu verschiedenen Zeiten andere Landestheile, wie die Butjadinger Marsch im Nordosten zwischen Jahde und Weser, die Herrschaft Zeven im Nordwesten und das katholische, im Süden gelegene Münsterland, d. i. die Kreise Kloppenburg und Bechta, welche erst 1803 bei der Säkularisirung des Bisthums Münster an Oldenburg kamen. Diese Landestheile haben mehr oder weniger einen besondern Charakter bewahrt; namentlich gilt dies von Zeven- und Münsterland, welche in Folge ihrer Bodenverhältnisse als Marsch und Geest auch dem erstgenannten Contraste anheimfallen.

Berg und Ebene, Haide und Sumpfland bedingen nicht allein die Natur der Pflanzen und Thiere, die ihnen entstammen, sondern auch der Menschen. Der Tyroler und Schweizer ist das, was er ist, nicht allein durch gewisse Abstammung und Racentkreuzung, sondern wesentlich auch durch die Alpennatur, die sein Lebenselement ist. Will man ihn verstehen, so muß man die Landschaft verstehen, in die ihn der Künstler „überm Sternenzelt“ als Staffage gesetzt hat. Eben so wird sich uns der Oldenburger aus seinem Lande und dessen Gegensätzen, der Geest und der Marsch, entwickeln.

Unter Geest versteht man in dem ganzen nordwestlichen Deutschland, das von ähnlicher Beschaffenheit wie Oldenburg ist, das höher gelegene, meist sandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geest oder güst in der plattdeutschen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieser Ausdruck nur im Gegensätze zu den von der Geest überall scharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marsch und Moor, auf. Die oldenburger Geest hat im Süden des Herzogthums ihre größte Mächtigkeit; von da zieht sie, durch große Moore zur Rechten und besonders zur Linken eingengt, in Gestalt einer niedrigen Hügelkette nordwärts an der Stadt Oldenburg vorbei, und läuft, den Jahdebusen zur Rechten lassend, auf die Stadt Zeven zu, welche, auf einer schmalen Geesthalbinsel gelegen, wie von einer Rinne in die üppige Marschfläche von Zevenland hinabschaut. Die Aehnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich; ja, die Dünen-gestalt ist an vielen Orten, wie z. B. in den Dsenbergen, noch vollkommen erhalten, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Geest das ältere, die Marsch das jüngere Land ist, dem die Fische eine gute Zeit später Balet gesagt haben, als jenem. Die großen Haideflächen, die einen beträchtlichen Theil des oldenburger Landes ausmachen, gehören sowohl den Geest- als den Moor-gegenden oder ihren Uebergängen an; denn viele Strecken bilden Zwischenstufen von Geest zu Moor, von Moor zu Marsch, wie denn z. B. die Stadt Oldenburg auf sogenannten anmoorigem Boden, der zwischen Geest und Moor die Mitte hält,

gelegen ist. Besonders bekannt und verrufen in Deutschland ist die Lüneburger Heide, und allerdings ist sie eine der ausgedehntesten; Hannover und Oldenburg haben jedoch eine Menge Heiden aufzuweisen, die nicht minder öde und abschreckend sind. Allerdings wird ihr Gebiet durch regelmäßig fortgesetzte Kultivirung, durch Gründung kleiner Heidecolonien von Jahr zu Jahr geschmälert; aber bei der geringen Bevölkerung und der Masse der zu vertilgenden Wüste ist dies im Ganzen und Großen so wenig bemerkbar, wie das Fehlen eines Haars, das aus einem vollen Barte gerauft wird. Man hat die kahle, in schwacher Wellenbewegung bis zum Horizont gebreitete Ebene mit dem Meere verglichen. Beide erwecken die Idee der Unbegrenztheit; allein das Meer ist endloses Leben, und die Heide endloser Tod. Ungehemmt faust der Wind über den nackten Boden, ohne Baum oder Busch zu finden, in dem er wühlen könnte; statt dessen legt er die dünnen Grashalme und das struppige Heidekraut, oder kräufelt den Sand, der an vielen Blößen wie weißes Todtengeweib hervorstrahlt. Einzelne Häuser am Wege, mit dickem, tief herabgehendem Rohrdach bekleidet, von ein Paar Birken und einem Fleckchen grünen Landes umgeben, mehrten, inmitten der unendlichen Wüste, noch den Eindruck der Einsamkeit. Die Natur, die sonst überall tausendfaches Leben hervorruft, scheint hier einem ewigen Tode verfallen. Man kann Stunden lang der Straße folgen, ohne einem Wagen, einem Wanderer zu begegnen; kaum läßt ein einsamer Vogel seine Stimme hören, die wie eine Klage durch die Dede schallt. Doch dort zeigt sich ein Schäfer, der, in weißwallenem Mantelkragen auf einem Erdwalle sitzend, langsam strickend die rothen Finger bewegt. Winzige Schafe von struppigem und schmutzigem Aussehen bewegen sich in possirlichen Sprüngen um ihn her. Es sind dies die Heideschmucken, deren Wolle einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. Du redest den Master, so heißt der Schäfer im Münsterlande, an. Er wendet sein rothbackiges, eben nicht reines Gesicht, seine blauen, starren Augen auf Dich; aber er öffnet den Mund nicht, um Dir zu sagen, daß er Dich nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will. Hier in diesen Gegenden wird, wenn irgendwo, die Eisenbahn eine unendliche Wohlthat sein; sie wird, in weit höherem Grade als die öden Landstraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur dienen, und nebenbei wird der Reisende den Vortheil haben, in möglichst schneller Zeit die braune Dede zu überwinden.

Ich habe anderswo den Großherzog von Oldenburg den Pharao mit den sieben fetten und den sieben mageren Rügen genannt; die sieben mageren sind die Geest, die sieben fetten die Marsch. Marsch, ein Wort, das sprachlich und sachlich an das lateinische mare und das französische marais erinnert, heißen die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküsten, die jenen Mündungen benachbart sind. Ein eigenthümlicher, durch Anschwemmung gebildeter, schwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und

andere Pflanzentheile, Muscheln, Infusorien und überhaupt verschiedene thierische Ueberreste enthält, verleihet der Marsch die außerordentlichste Fruchtbarkeit, wovon Weiden und Fruchtfelder ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Ist der Süden des Herzogthums das Hauptgebiet der Geest, so ist der Norden das der Marsch. Der großen, im Nordwesten und Nordosten gelegenen Marschen Jeveland und Butjadingen ist schon oben gedacht. Ein dritter Marsch-district ist das Stedinger Land an der Weser und untern Hunte, das, im Gegensatz zu jenen, bloße Flußmarsch ist. In alten Zeiten erstreckte sich die Wesermündung über dieses dem Wasser abgetrogte Gebiet.

Alles Marschland muß durch hohe, sehr kostbare Dämme, Deiche genannt, gegen das andringende Meer geschützt werden. Besondere Gefahr bringt das Zusammentreffen von Spring- und Sturmfluth, wenn nämlich der höchste Standpunkt der Fluth, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich schnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch gesteigert wird. Zu verschiedenen Zeiten sind Sturmfluthen für das oldenburger Tiefland verderblich gewesen, ja der ganze Jahdebusen ist ein ungeheures Grab, worin eine Menge Ortschaften, deren Namen noch bekannt sind, seit drei, vier und sechs Jahrhunderten versunken liegen.

Um die Marsch zu entwässern, sind eine Menge Canäle, sogenannte Sieltiefen, die sich in immer kleinere Gräben verzweigen, ins Land geschnitten und mit Sielen, d. h. mit Schleusen, versehen, die sich dem abfließenden Binnenwasser öffnen, dem von der Fluth aufwärtsgetriebenen Meer- oder Flußwasser aber schließen, das die Entwässerung vergeblich machen würde. Diese Deich- und Sielanlagen müssen natürlich von ganzen Districten, Deichverbänden, gemeinschaftlich unternommen und unterhalten werden; ein von der Regierung gesetzter Deichgräfe und zahlreiche Unterbeamten überwachen und leiten die Deicharbeiten. Dennoch bieten die Schutzmittel, obgleich sie immer weiter vervollkommenet werden, keine vollständige Sicherheit, und das Meer, die Marsch als altes Eigenthum betrachtend, pocht mahnend jeden Winter an, und scheidet selten, ohne nicht wenigstens kleine Opfer mit sich zu führen. Jeden Winter hört man von Deichbrüchen. Da die Häuser nicht selten landeinwärts dicht hinter dem Deiche, wo sie Schutz vor dem Winde suchen, erbaut sind, hat ein solcher Deichbruch den unmittelbaren Untergang jener Wohnungen zur Folge. Da gilt es verzweifelte Gegenwehr, wenn der Sturm heranbraust, um sich zu den Opfern auf der See auch Opfer auf dem Lande zu holen. Ist es doch in einem der letzten Winter vorgekommen, daß eine oldenburger Gemeinde einen gefährdeten Deich an einer schwachen Stelle Stunden lang mit den eigenen Leibern bedeckt hat, damit nicht die Kappe, d. i. der Rücken des Dammes, hinweggespült werde, und ein Deichbruch Verderben über Felder, Vieh und Menschen bringe. Eine der furchtbarsten Sturmfluthen der neuern Zeit war die von Weihnachten 1717. Der Wind

hatte 24 Stunden lang aus Südwest geweht, und das Wasser aus dem atlantischen Ocean durch den Canal in der Nordsee gepeitscht; darauf war der Südwest plötzlich in Nordwest umgeschlagen, und hatte das Wasser, das so schnell nicht durch den Canal ablaufen konnte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Halem, ein oldenburger Schriftsteller, der uns eine Schilderung jener Weihnachtsfluth hinterlassen hat, sagt, die See sei mit der Geschwindigkeit des Wassers in einem Topfe, das zu kochen beginnt, aufgelaufen. Schon um 3 Uhr in der Nacht zerrissen die Deiche von Butjadingen, und das Wasser fleg innerhalb einer Viertelstunde 8—16 Fuß im niedrigen Lande. Das Vieh ertrank in den Häusern; viele Menschen fanden in den Betten, oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod; viele, die halb nackt auf Böden und Dächer geklettert waren, kamen durch Zusammensturz der Gebäude um, oder starben vor Frost und Hunger. In den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, also in einem kleinen Theile des Herzogthums, wurden allein 150 Häuser zerstört; 2471 Menschen und fast doppelt so viel Pferde und Hornvieh kamen ums Leben; wie groß mag erst die Zahl der Opfer in der butjadinger Marsch gewesen sein! Ist die Deichlast in gewöhnlichen Zeiten schon beträchtlich, so steigt sie in solchen Unglücksjahren ins Unersehliche. Darum pflegt auch der Marschbewohner zu sagen, ohne die Deichlast könne er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Den Deich selber aber nennt er seinen goldenen Ring, um den Werth, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geest einzelne Waldungen besitzt, und reich an schönen Baumpartien ist, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt sich die Marsch fast baumlos und flach wie eine Tafel; dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, sehr stattlichen Häusergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor Allem das reinliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf der Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Ansehen. Es ist eine holländische Landschaft, ungemein reizend, wenn die Weiden mit frischem Grün bedeckt sind, aber ermüdend durch beständige Wiederholung. Man denke sich den saftig grünen Riesenteppich bis zum fernsten Horizont aufgeschlagen, gestickt mit bunten Blumen und durch blinkende Wassergräben in Hunderte von Feldern getheilt; man denke sich auf diesen Feldern die stattlichsten Rasse in wilder Freiheit, schwarz und weiß geflecktes Hornvieh, gegen das Helios seine Rinder tauschen würde; riesige Schafe, deren Blies an Weiße dem Schnee nicht nachsteht, und um die Wohnungen noch anderes Vieh in gleicher Größe und Schönheit; man denke sich diese Thiere, wie sie, einzeln oder gruppenweise vertheilt, die schöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder behaglich gelagert oder, wo es die Localität erlaubt, bis ans Knie im Wasser stehend; die Pferde, von munteren Füllen umschwärmt, umhergaloppirend und den Rossen Deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurendend, und an den Deichen hinauf und hinab die schimmernden

Schafe mit ihren Lämmern, die aus dem Euter der Mutter gierig saugend die leckere Kost sich holen:

Ist irgendwo ein Paradies  
Bestellt für Thiere, so ist es dies.

Dieses Vieh, besonders Pferde und Rinder, waren lange das Einzige, was den Namen Oldenburgs nach außen trug. Graf Anton Günther (1602—1667) hat die Pferdezucht ungemein gehoben. Dieser Fürst, der von der Königin Christine von Schweden der Erzstallmeister des heiligen römischen Reichs genannt wurde, hielt nicht allein selbst 1500 Rosse von seltener Schönheit und versah aus seinen Marställen die meisten Höfe Europa's, sondern er veredelte überhaupt die Pferde seines Landes durch auswärtige Zuchthengste, und legte so den Grund zu einem der blühendsten Handelszweige des Herzogthums. Noch lebt das Prachtexemplar eines oldenburger Rosses, der Kranich, im Angedenken der Menschen. Ein Portrait auf dem Schlosse zu Oldenburg stellt den stattlichen Grafen lebensgroß auf demselben dar. Wer es für eine Lüge des Malers hält, daß die Mähne des Kranichs auf dem Boden nachschleift, mag sie selber nachsehen, sie wird auf dem Schlosse vorgezeigt, und mißt, wenn ich nicht irre, sieben Fuß. Das oldenburger Pferd ist hohen Wuchses, wie alle Marschthiere, doch hat es nicht die festen Knochen und die Ausdauer der Senner- oder Gebirgspferde. Nur durch sorgfältige Racenkreuzung wird es vor Entartung bewahrt; daher eine Rührungscommission über gute Hengste wacht, und durch Prämien eine edle Zucht zu erhalten strebt. In der Stadt Oldenburg werden jährlich zwei sehr bedeutende Pferdemärkte abgehalten, zu denen sich Käufer aus fernen Landen, Belgier, Franzosen, Italiener einfänden. Besonders bekannt ist der auf Medardus (d. 8 Juni) abgehaltene Markt, an welchem Tage das sonst so ruhige Herzogthum in fieberhafter Bewegung ist. Der Verkauf geschieht ohne Vermittelung von Juden, deren das Land überhaupt nur wenige hat. Der Durchschnittspreis eines Pferdes ist 30—40 Louisdo'r. Wie hoch mag es im Werthe gestiegen sein, wenn der Händler in Rom oder Neapel seine Waare losschlägt, nachdem das Thier einen Weg von einigen hundert Meilen in kleinen Tagemärschen zurückgelegt hat! Uebrigens ist das oldenburger Pferd gegenwärtiger Zucht in der Regel nur Wagenpferd; daher die neuerrichtete Cavallerie ihren Bedarf aus dem benachbarten Hannover beziehen muß.

Ein Maler, der Viehstudien machen will, ist natürlich in Oldenburg ganz an seiner Stelle; er wird aber besser thun, die prächtigen Rinder auf der Weide aufzusuchen und sich fern von der Thierschau in Dvelgönne (Butjadingen) halten, wo man Mastvieh sieht, das nach englischer Art durch künstliche Fütterung an denjenigen Theilen des Körpers besonders stark angefleischt ist, welche für die schmackhaftesten gelten. Diese Ochsen mit Polstern und ouls de Paris aus Fleisch, über denen die natürliche Gestalt verloren geht, haben nur für das nüchterne Viehzüchter-

auge Interesse. Indessen ist das oldenburger Mastvieh, das seit einigen Jahren in beträchtlicher Menge nach England verschifft wird, der Qualität nach dort nur das dritte, so weit steht der Deutsche John Bull in diesem Industriezweige, wie in so vielen anderen nach. Sollte ein Landwirth oder eine wackere Hausfrau weiter die Frage an mich richten, wie viel Milch eine gute oldenburger Kuh täglich in den besten Monaten spendet, so würde ich das Quantum auf 18—24 Kannen, die Kanne zu ungefähr drei Schoppen, bestimmen; eine solche Kuh liefert im Jahre 140 Pfund Butter. Milch und Butter sind sehr fett, aber nicht so würzig als die Gebirgsbutter. Man hat in neuerer Zeit Käseereien durch Schweizer eingerichtet; aber der Käse, den man erzielt, steht dem der Schweiz natürlich weit nach. Die Butter, die immer gleich gesalzen wird, geht, in kleine Tonnen verpackt, in beträchtlicher Menge außer Landes. Noch bemerke ich, daß niedrige (von Tied, Zeit) und güste Kühe milchgebende und trockenstehende Kühe bedeuten, daß ein weibliches Rind Quene (verwandt mit queen, Königin), daß die ein- und zweijährigen Füllen Enter und Twenter, das männliche und weibliche Schwein Hauer und Mutte heißen. — Der auf der Weide aufgestellte Pfahl, an dem das Vieh sich reibt, heißt wizig der Schuppjack (woraan es die Jacke schuppt).

Die Studenten gebrauchen das Wort oxfen im tadelnden Sinne; von dem Oldenburger kann man aber nicht verlangen, daß er ein Thier, dem er so manchen schönen Thaler verdankt, in Redensarten mißhandle. Oxfig-groß heißt bei ihm nur gewaltig groß, und wer von starkem Körperbau ist, muß es sich schon gefallen lassen, ein oxfiger Kerl genannt zu werden. Vergleichen sich doch die Bauersleute selbst unter einander sehr oft mit Thieren. In Goldschmidt's „kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutschen Arztes“, welche reich an oldenburger Skizzen sind, äußert eine Bauersfrau gegen ihn: „As ik jung weer, sä min Mann to mi: Deern, Deern, wat bist du minn um 'n Kneep! Man kunn di wol affpusten. Ik heww di as Faselswin frägen; — un nu bist doch rein so fett as 'n Masswin.“ („Dirne, Dirne, was bist Du so schmal um die Taille! Man kann dich wohl abblasen. Ich habe Dich als ein ungemästetes Schwein bekommen; — und nun bist Du völlig so fett wie ein Massschwein.“)

Schließlich bemerke ich noch, und damit wollen wir den Besten Valet sagen, daß in der baumlosen Marsch der getrocknete Dünger häufig ein Brennmaterial für die ärmere Klasse bildet, ein Gebrauch, der bekanntlich in Steppenländern allgemein ist.

Neben Geest und Marsch stellt sich ein dritter Gegensatz: das Moor. Unter diesem Worte, das, wie Marsch, an mare und marais erinnert, versteht man diejenigen sumpfigen Niederungen voll stochender Gewässer, in denen eine eigenthümliche, mit verwitterten Baumresten durchschossene Pflanzenwelt eine schwammig-

filzige Masse von hellbrauner, dunkelbrauner und schwärzlicher Farbe bildet, die als Torf das allgemeine Brennmaterial des Landes liefert, und zwar schon seit Plinius Zeiten, der von den Bewohnern jener Gegenden sagt, daß sie Erde brennen. Das Herzogthum ist sehr reich an Mooren. Eins zieht im Süden vom Dümmer See auf der Grenze des Kreises Verda und der hannoverschen Grafschaft Diepholz. Andere Moore schließen die stedinger und butzadinger Marsch von der Südwest- und Westseite ein, an vielen Orten den Uebergang von Marsch zu Geest bildend. Hier ist durch Ausdehnung der Abwässerung die Möglichkeit gegeben, den moorigen Boden für die Geest zu gewinnen. Ferner zieht sich ein wahres Riesenmoor, das zu dem größten Norddeutschlands gehört, durch den ganzen Westen des Herzogthums nach Ostfriesland hinüber.

Das Moorland wird im Oldenburgischen, wie in vielen anderen Gegenden des nordwestlichen Deutschlands, stellenweise im Frühjahr abgebrannt, und mit Buchweizen (Haidekorn), der mit magerem Boden fürlieb nimmt, besät. Das Land wird zu diesem Zwecke zuerst trocken gelegt und der Rasen abgeschält. Der angezündete Torfboden brennt einen Zoll tief hinab, und liefert so eine Asche, die den eingestreuten Körnern als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke, schwere Rauch verpestet dem Oldenburger seinen Frühling. Vom Winde in das mittlere und südliche Deutschland geführt, figurirt er dort als Höhen- oder Heerr Rauch. Da der arme Mann bei mäßiger Arbeit, ohne Dünger, von dem Buchweizenbau, wenn er einschlägt, reichen Gewinn zieht, so ist derselbe von großer Wichtigkeit für ihn; es kommt dabei aber ganz besonders auf Glück an. Auch pflügen die reichen Bauern ihren Söhnen Buchweizenland als eine Art von Taschengeld zuzuweisen. Was sie daraus ziehen, dürfen sie zu ihrem Vergnügen verwenden.

Ich wende mich jetzt von dem Lande zu den Menschen. Wer als Neuling das oldenburger Land betritt, dem muß es nothwendig auffallen, daß dort das Wort Bauer von schwerem Gewicht ist. Dies hat seinen Grund darin, daß der Bauernstand der herrschende, fast möcht' ich sagen der einzige Stand ist. Außer Oldenburg, der Residenz, die an 8000 Einwohner zählt, giebt es nur Landstädtchen, die im Allgemeinen eine sehr geringe gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Ackerbau und Viehzucht sind daher die Hauptnahrungszweige. „Ich will Bauer werden,“ sagt der Sohn des Beamten oder Officiers, der nicht Lust hat, den Stand des Vaters zu ergreifen. In Süddeutschland würde man in demselben Falle die Ausdrücke: Landwirth, Gutsbesitzer gebrauchen. Der oldenburger Bauer oder Hausmann (im Münsterland auch Wehrfester, Zeller und Kolonus genannt) ist aber auch wirklich Gutsbesitzer, indem seine ansehnliche Stelle — so heißt sein Gut — nach uraltem, heiligem Gebrauche ungetheilt als Majorat oder Minorat auf den ältesten oder jüngsten Sohn übergeht. Er bildet im Gegensatz zu den Röthern und Brinksißern, die nur kleinere Stellen besitzen, zu

den Hauerleuten, die in den Nebengebäuden des Hofes zur Miethe (Heuer) wohnen, zu den Handwerkern, Tagelöhnern und Diensthoten, die Aristokratie des Dorfes. „Ick bin 'n Buer, sagt er mit Stolz; de Annern sind all lütje Lü“ (die Anderen sind alle kleine Leute). Zu diesen „lütje Lü“ gehört z. B. auch der Schulmeister, der es sich nicht leicht wird einfallen lassen, die Hand nach der Erbin einer Stelle auszustrecken. Goldschmidt erzählt von der Tochter eines Vollbauern, die sich in hoffnungsloser Liebe zu dem Lehrer des Dorfes verzehrte. Goldschmidt machte der Mutter, von der die Stelle kam, in seiner Eigenschaft als Arzt Vorstellungen. Als er ihr aber sagte, das Mädchen könne die Schwindsucht bekommen, wenn ihrem Wunsche nicht willfahrt werde, versetzte die Alte ruhig: Wenn't Gottes Will' is; ick kann der nicks an hebbben, aber den Meister, den nackten Keerl, frigt se nich. In der That wuchs die Krankheit der Tochter in bedenklichem Grade, obgleich sonst die Oldenburgerinnen vom Lande eben nicht liebefrank zu werden pflegen, und es mußte zuletzt nachgegeben werden. Der Schullehrer, der selber keinen Schritt zu thun gewagt hatte, führte seine Trina heim, und diese wurde aus einem stechen Mädchen eine blühende, zufriedene Frau. Die Mutter hatte aber nach Jahren die Mißheirath noch nicht verschmerzt. „Ja,“ klagte sie dem Arzte, „de harr en Buuren kriegen kunnt, un mutt nu achtern Koh uppen Wege herumstohn. (Ja, die hätte einen Bauern kriegen können, und muß jetzt hinter der Kuh am Wege herumstehn) — weil ihr nämlich das Weideland fehlt.

Das Bauerngut geht also auf einen Sohn, und im Fall keiner vorhanden ist, auf eine Tochter über, und die anderen Kinder erhalten zusammen nur 20 Proc. vom Werth der Stelle. Die Ungerechtigkeit einer solchen Theilung wird weniger gefühlt als begriffen, wie denn das Sprichwort: De Buur het man een ächt Kind; de annern sind alle Hoorkinner sich derb genug darüber ausspricht. Auf dem Gedeihen der Stelle, und sie kann nur gedeihen, wenn sie unverletzt bleibt, ruht die Ehre und der Stolz der Familie. Mag es dem Vater auch schwer ankommen, ein Kind, das er vielleicht weniger liebt, auf Unkosten der anderen in diesem Grade bevorzugen zu müssen; mag auch dieser oder jener Abfindling im Herzen über das farge Loos, das ihm zufällt, murren: man findet sich doch zuletzt in den tyrannischen Gebrauch, und tröstet sich mit einem 't is mal nich anners. Da die Erhaltung der Stelle Gewissenssache der Familie ist, so gilt umgekehrt die Verkleinerung oder Belastung derselben für einen Frevel. Wer die Stelle verletzt, findet nicht Ruhe im Grabe und muß umgehn. Aus diesem Gesichtspunkte ist folgende Handlungsweise eines oldenburger Landmanns zu beurtheilen. Dieser Bauer hatte durch Meideid eine Wiese an sich gebracht und zu seiner Stelle geschlagen. Ich füge die letzten Worte ausdrücklich hinzu, weil ein Stellenbesitzer die Güter, die er erwirbt, nicht gerade der Stelle einzuverleiben braucht, in welchem Falle sie zu gleichen Theilen an

die Kinder vererben. Als nun unser Bauer auf dem Todtbette lag, drückte ihn das Verbrechen, und er ließ seinen ältesten Sohn und Erben vor sich kommen, legte ein Geständniß vor ihm ab und ermahnte ihn, das Grundstück dem rechtmäßigen Besitzer wieder zuzustellen. Der Sohn hingegen gab dem Vater zu bedenken, wie die Wiese der Stelle unentbehrlich sei, da das Vieh ohne sie kein Futter habe, das Gut aber bei vermindertem Vieh nicht bewirthschaftet werden könne. Der Alte hörte ihn aufmerksam an und sagte dann tieffeszend: Behol de Wisch, min Jung. Mine unstarfliche Seele mag sehn, wo se rakt. (Behalte die Wiese, mein Sohn. Meine unsterbliche Seele mag sehen, wie sie fertig wird.)

In wiefern die Untheilbarkeit der Güter, die Viele einen Mißbrauch und bloßen Ueberrest bäuerlichen Feudalwesens nennen werden, in der Natur des Landes eine Rechtfertigung findet, mögen Andere entscheiden. Die große Mehrzahl der oldenburger Beamten vertheidigt sie eifrig, und oft gerade die am meisten, welche im Fürstenthume Birkenfeld Gelegenheit gehabt haben, das aus der völlig unbeschränkten Theilbarkeit der Güter entspringende Proletariat kennen zu lernen. Da die Friesen weder Adel, noch Hörigkeit, noch geschlossene Stellen gehabt haben, so giebt es in denjenigen Theilen des Kreises Kloppenburg, die von diesem Völkerstamme bewohnt werden, keine Untheilbarkeit der Güter; wol aber findet man sie in den großen Marschen des Jever-, Butjadinger und Stedingen Landes, obgleich sie ebenfalls alte Friesensitze sind. Freilich sind die reichen Marschbauern oft in der Lage, diejenigen ihrer Söhne, welche das Stammgut nicht erben, mit anderen Stellen, die sie zusammenkaufen, auszustatten. Minorate sind in manchen Gegenden des Butjadinger Landes und des Kreises Delmenhorst gebräuchlich. Sie haben wol darin ihren Grund, daß bei des Vaters Tode der jüngste Sohn am ersten der Hilfe bedarf; sie verstoßen aber am meisten gegen das Gefühl, indem dann oft ein Knabe Herr über Männer, seine Brüder, wird.

Man wird fragen, was denn aus den Brüdern des bevorzugten Sohnes werde. Sie bleiben, wofern sie nicht als Handwerker oder Schiffer, oder vielleicht durch Erwerb eines kleinen Eigenthums in der Haide zur Selbstständigkeit gelangen, als Knechte auf der Stelle, und leben unter der Bezeichnung *ole Jungens* (alte Jungen) mit dem Volke, d. i. dem Gesinde, auf gleichem Fuße. Hat sich der „*ole Jung*“ von dem kleinen Erbtheil, das ihm zugefallen, und seinem Lohne ein Sümmechen zusammengespart, so vermachet er es oft nicht, wie man denken sollte, denjenigen Söhnen seines Bruders und Herrn, die dem bescheidenen Loose entgegensehen, auch „*ole Jungens*“ zu werden, sondern dem künftigen Erben, damit sich der Glanz der Stelle, an der ja auch er, wenn auch nur als Dienender, Theil hat, mehre. Im Gespräche mit Fremden pflegt er seine Abkunft gern zu erwähnen; denn, ist er auch nicht mehr als ein Knecht, so hat er doch edleres Blut in den Adern.

Goldschmidt wurde einst zu einem der wohlhabendsten Landleute auf der Geest gerufen. In der Prunkstube fand er den Tisch für sich, den leidenden Hausherrn und ein Paar Vollbauern aus der Nachbarschaft gedeckt. Ueber der Mahlzeit fragte der genannte Arzt, warum der Bruder des Hausmanns, welcher Goldschmidt im Wagen abgeholt und die liebevollste Sorge um den Kranken an den Tag gelegt hatte, nicht an dem Essen Theil nehme. Ah, dat wol sick nich passen; it is man 'n Kamaker, war die Antwort. (Ach, das würde sich wol nicht schicken; er ist nur ein Mademacher.)

Goldschmidt behauptet, daß der Bauer bei seinen Kindern, wenn dieselben erkranken, in der Regel nur gelinde, d. h. billige Hausmittel anwende und höchstens den nächsten Quacksalber besuche; nur bei dem Erben würde gewöhnlich sofort der Arzt geholt, nicht allein, weil dessen Behandlung für besser gelte, sondern auch weil sie theurer sei und deshalb für nobler angesehen werde.

De will ruhig starven,  
Lat sie Good den rechten Erven.

(Wer ruhig sterben will, lasse sein Gut den rechten Erben.) Dies Sprichwort bezeichnet die Landessitte in nachdrücklicher Weise. Weicht einmal ein Vater, wenn auch aus den triftigsten Gründen, davon ab und vermacht sein Gut einem Sohne, der nach dem Herkommen nicht erbfähig ist, so erregt dies das größte Aufsehen. Einem solchen Erben kann sein Hof nach der allgemeinen Ansicht keinen Segen bringen. Treit er um ein ebenbürtiges Mädchen, so wird deren Vater großes Bedenken tragen, seine Einwilligung zu geben, und treffen ihn Unglücksfälle, so wird sicher die ganze Nachbarschaft dies von einem Fluche, der auf seinem ungerechten Besitze lastet, ableiten.

Das Haus des oldenburger Bauers liegt, nach altfächsischem Brauche, in der Regel einsam mit seinen Nebengebäuden inmitten des Gutes, oder es bildet mit Häusern ähnlicher Art eine lose Gruppe, Bauerschaft genannt. Eigentliche Dörfer findet man nur selten. Nicht allein die Felder, Kampe, sind, zum Schutz gegen die heftigen Winde, mit Hecken auf Erdwällen umgeben; auch der Bauerhof erscheint in dieser Verschanzung; auch zu ihm führt, wie zu jenen, ein niedriges Gitterthor, das Heck, dessen Hauptbestandtheil ein schwerer, auf zwei Pfosten horizontal ruhender Balken ist, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man diese Schranke hinter sich, so betritt man einen weiten Rasenplatz, auf dem sich ein Eichenhain erhebt. Beides, der frischgrüne Rasen und die gewaltigen Eichen, gehören zu den Vorzügen des oldenburger Landes. Der Rasen verdankt seine Schönheit der Feuchtigkeit des Klimas, die Eiche der Eigenthümlichkeit des Bodens und den Stürmen, welche die Faser durch spiralförmige Drehung kräftigen. Während schwächere Bäume, wie die Ulmen, mitten in ihrem kräftigsten Wachsthum plötzlich gehemmt werden und absterben, weil sie eine sehr häufig vorkommende unfruchtbare und eisenhaltige Thonschicht, Tvo genannt, nicht mit ihren

Wurzeln zu durchbrechen vermögen, so überwinden die Eichen dieses Hinderniß. Nirgends habe ich so gewaltige Bäume gesehen, als auf der oldenburger Geest, und mancher Bauernhof bewahrt, neben jungen schlanken Stämmen, noch manches Prachtexemplar aus alter Zeit, das den patriarchalischen Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Nester derselben tragen häufig das Nest der Elster, während Gvatter Storch auf dem Dach des Bauernhauses sich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umstandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke und den Enten als Schwimmplatz, so lange es es nicht einem der riesigen Schweine gefällt, sie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht sich Sultan Hahn mit seinen Weibern; er weiß, daß er des Hausmanns und Wehrfesters Hahn ist, und kräht stolzer als die Hähne der umwohnenden Heuerleute.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein stattliche Aussehen der oldenburger Bauerhäuser auffallen. Inmitten des Eichenkamps, zu beiden Seiten umgeben von sehr stattlichen Schaf- und Schweinställen, die sich oft in langer Reihe fortsetzen, mit den geringeren Feuerwohnungen, die halb im Grünen versteckt sind, im Hintergrunde, machen sie entschieden den Eindruck behaglichen Wohlstands. Die Seitenwände des Hauses, zu dessen Erbauung nicht selten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, sind ganz niedrig und aus Ziegelsteinen, im Münsterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neueren Häusern auch wol aus Ziegeln bestehende Dach steigt tief herab. Die dicke Lage von Ried giebt dem Hause das Aussehen eines Bären, der sich tief in seinen Pelz steckt. Die große Thür oder Einfahrt, über welcher besonders im Münsterlande, unter bunten Holzverzierungen, die Namen des Erbauers und seiner Frau mit einem frommen Spruche zu lesen stehn, liegt auf der Giebelseite, meist nach Westen sehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unsrer Scheunen, zum Dreschen dient. Rechts und links ist dieselbe von hölzernen Verschlagen eingeschlossen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, stehn. So ist das Haus des oldenburger Bauers Wohnung, Stallung und Scheune zugleich. Es ist auch Hühnerstall, um Nichts zu vergessen; denn über den Verschlagen für das große Vieh haben Hahn und Hennen ihr Quartier.

Gehen wir auf der Tenne weiter, so folgen die Milch- und Speisekammern und die offenen oder auch geschlossenen, oft kofenartigen Räume, wo die Diensthöten und einzelne Familienglieder des Nachts ein hochgethürmtes Bett empfängt. In der Mitte des Hauses, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei ist, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meist offenstehende Einfahrt sichtbar. Auf der einen Seite des Feuers ist der Spül- und Waschart, auf der andern ein großer Eichentisch, der Mannsiedel, wo der Bauer mit seiner Familie und dem „Volk“ Mahlzeit hält. So-

wol in der Richtung des Spülorts, als des Mannsiedels führen Seitenthüren aus dem Hause.

Hinter dem Feuer ist, nach alter Einrichtung, die Schlafstelle des Hausvaters und seiner Frau. Hier stehen auch die Kisten mit den Kleidungsstücken der Hausbewohner und die künstlich geschmizten Schränke; hier hängt der Spiegel, vor dem sich Mutter und Tochter zur Kirche schmücken. Hier, auf der Ostseite, finden sich auch, zumal in neueren Häusern, wirkliche Stuben; von dieser Seite beginnt überhaupt die moderne Cultur die alten Sachsenwohnungen umzugestalten. Neben einer schmutzigen Bohnstube, Döns genannt, findet man hier nicht selten Prunkzimmer mit Mahagonihaustrath und feinem Geschirr, die freilich dumpfig genug sind, da man sich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheure Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgespeichert wird, gewährt im Sommer Kühle, im Winter Wärme, die noch durch das zu dieser Jahreszeit anwesende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauses, selbst bei scharfem Frost, sich nur selten in den Stuben aufhalten. Treibt sie die strenge Kälte doch zuletzt hinein, so heizen dieselben Menschen, welche Monate lang mit blauen Fingern, den Hauch vor dem Munde, auf der Hausflur ausgedauert, so gründlich ein, daß ihnen die Köpfe glühen. In den älteren Gebäuden ist kein Schornstein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die schweren Speckstücke, Schinken und Würste bestreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für Jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Diese Häuser haben eine länglich viereckte Form. Denkt man sich ein Kreuz durch sie gelegt, so geht der Stamm desselben in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Eingangsthor nach den Stuben im Hinterhause; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerstelle schneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren.

An dem Herde sitzt, ihr Kind auf dem Schooße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Gesinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachsamcs Auge Alles erreichen, ohne daß sie sich vom Stuhl erhebt. Vor sich hat sie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, so daß Niemand, von ihr unbemerkt, aus und ingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne spielen, die Pferde und Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große, mit Heu und Getreide gefüllte Dachboden, Alles steht unter ihrer Hut, indeß sie ruhig das Spinnrad tritt oder den weiten schwarzbauchigen Kessel beschickt, der über dem Feuer hängt. Von der Schlafstelle hinter dem Herde — und sie liegt immer vorn im Bette — hat sie ungefähr denselben Anblick; sie sieht Kinder und Gesinde aufstehen und zu Bette gehn; sie kann die Fütterung des Viehs in der Frühe überwachen und hört es in der Nacht fressen. Selbst als Kindbetlerin oder Kranke bleibt sie noch die Hüterin ihres Hauses.

Der Sitz am Herd in diesen alterthümlichen Häusern ist mit Recht der Lieblingsplatz Aller; hier sammeln sich die arbeitsmüden Hausbewohner am Abend um das glimmende Feuer; hier wird dem Gastfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl gestellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Haide segt, ist es doppelt schön in der weiten, behaglich warmen Halle, inmitten eines Kreises selbstsam beleuchteter Menschen, die um das Feuer gruppiert sind. Vielleicht berichtet Einer von dem Zuge nach Schleswig-Holstein, den er in den oldenburger Regimentern mitgemacht, oder von den Abenteuern, die er als Matrose auf der See und in fremden Landen erlebt, indes die Anderen, ihr Pfeifchen schmauchend, sitzend und stehend um ihn lauschen; indes das Vieh, theils aufrecht, theils auf den Knien ruhend, die Köpfe nach den Menschen wendet, als ob es auch an der Erzählung Theil nähme.

Die wichtige Rolle, die das Feuer in diesen Häusern spielt, drückt sich auch im Sprichwort aus. „Er geht mir vor's Feuer“, sagt der Vater von einem Freier, der geradezu um die Tochter wirbt. Oft bedingt sich der abtretende Colonus von dem neuen Hausbesitzer „einen Platz beim Feuer“. Dies ist nicht wie der *coin du feu* der Franzosen zu verstehen, sondern bedeutet den freien Aufenthalt im ganzen Hause.

Das Herdfeuer brennt, oder glimmt wenigstens, Tag und Nacht; ist doch der Torf ein sehr billiges Brennmaterial. Ueberdies haben sehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem sie den nöthigen Torf gewinnen; selbst in der Marsch sind, wo dies irgend angeht, die Stellen so angelegt, daß sie bis ins Moor reichen, damit der Bauer seinen Brandbedarf nicht zu kaufen nöthig habe, wie denn überhaupt die Verbindung der Marsch-, Moor- und Geestkultur der Landwirthschaft den meisten Vortheil bringt. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauch das Feuer gelöscht; selbst die Feuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Glut auf ihrem Herde wieder zu wecken. Der Behrfechter selber führt dann im Münsterlande seinen Feuermann dreimal um's Feuer, um ihn einzufesten.

Vor der Ostseite des Hauses, also vor den Stuben, wenn solche vorhanden sind, liegt der Gemüsegarten, worin auch einem Paar Blumen eine Stelle vergönnt ist. Weiterhin umschließen den Hof die Ackerfelder, Wiesen, Weiden und Holzungen der Stelle. Die Gemeindeflur führt den Namen *Gsch*; unter *Mark* versteht man dagegen das ungetheilte, meist unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu sein pflegt.

Die oben gegebene Beschreibung der oldenburger Bauernwohnungen paßt übrigens auch auf viele Pfarren und andere Häuser auf dem Lande, die eben nicht Bauern angehören, wenigstens dem Grundcharakter nach, in sofern Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt sind. Ich habe indessen bei dieser Beschreibung mehr die Geest als die Marsch, und besonders das

Münsterland im Auge gehabt. Mancherlei Variationen und Neuerungen kommen natürlich hier, wie in anderen Dingen, vor; besonders weicht die Marsch, die überhaupt vornehmer und hoffärtiger als die Geest ist, von dem aufgestellten Typus ab, und natürlich wird die Modernisirung, besonders in soweit sie Verbesserung ist, noch weiter greifen. In der Marsch erheben sich die Mauern, die das dicke Nieddach tragen, schon höher, und sind immer massiv aus Ziegelsteinen erbaut, die niemals verputzt, sondern nur in den Fugen mit weissen, sorgfältig gezogenen Mörtelstreifen ausgefüllt sind, was sich recht gut ausnimmt. Die anstossenden Schwein- und Schaffställe möchten manchem armen Teufel, der, aus Schwaben durch Hunger vertrieben, an diesen Marschen vorüber auf dem Dampfschiffe die Weser hinabschwimmt, um sich in Bremerhaven nach Amerika einzuschiffen, eine sehr schöne, einladende Wohnung dünken. Das Holzwerk des Dachs ist meist mit grüner Delfarbe bemalt, die, wie auch aller Anstrich und Verputz in der Stadt, sehr oft erneuert wird. Die Fenster sind größer, und ihre Scheiben glänzen rein und neu. Oft läuft eine Breterwand quer durch's Haus, um den Wind von der Feuerstelle abzuhalten. Sind Stallung und Scheune gar neben das Wohnhaus gestellt, wie das der größere Vorrath, der hier aufzuspeichern ist, oft gebietet, und nur etwa durch ein gebrochenes Dach mit ihm vereintigt, so ist der uralte Charakter dieser Wohnungen zerstört. — Mehrere Häuser in den Marschen sind, wie Burgen, ganz mit Wassergräben umgeben, worüber niedliche Brücken führen.

(Fortsetzung folgt.)

## W o c h e n b e r i c h t.

### Pariser Botschaften.

Wir haben es längst gefühlt, Louis Bonaparte und seine Getreuen lassen uns Nichts mehr zu erfinden übrig. Die Regierung hat es über sich genommen, alle Unmöglichkeiten zu Wirklichkeiten zu machen, und es gehört jetzt schon ungewöhnliche Naivetät dazu, noch über Etwas überrascht zu sein. Wie mag man in Deutschland nicht die Nase gerümpft haben, wie mitleidig mochte nicht manche Achsel gezuckt worden sein, als vor geraumer Zeit die Nachricht über den Rhein geschleudert wurde, die Regierung werde das Tragen von Bärten von Amtswegen verbieten?! Herr Fortoul, der Unterrichtsminister des zweiten Decembers, hat gezeigt, daß man im Elysée wirklich an Aehnliches gedacht habe. Das Kleid macht nicht den Mönch, ist ein Sprichwort, an das Ludwig Napoleon nicht glaubt; er hat es bei seinen Versuchen von Strassburg und Boulogne bewiesen, so wie er auch seine Dictatur damit einweihete, ganz Frankreich in Uniformen zu stecken. Die Professoren dürfen nun keine Bärte mehr tragen; die anderen Beamten werden nächstens eine ähnliche Weisung bekommen, und falls die von oben ausgehende Mode nicht Wirksamkeit genug besitzen sollte, dem